

# Feuerseelen.

Roman von Hans Hofe ldt.  
(Fortsetzung.)

An der Mauer, welche den parkartigen Garten des Schlosses Karlow nach rückwärts abschloß, hielt um die achte Abendstunde ein verdickter Wagen. Die Pferde dampften, und der Kutscher, welcher abgestiegen war, legte ihnen sorgfältig wollene Decken über; dabei schaute er über das miserable Hundewetter. Eine kleine Pforte, die weit offen stand, deutete darauf hin, daß Jemand in den Garten eingetreten sein mußte oder aus demselben erwartet wurde.

„Hm, etwas ist an der Geschichte nicht klar,“ brummt der Kutscher vor sich hin. „Umsonst hat mir der Herr Afessor sicher nicht die 20 Mark Trinkgeld gegeben. Ich soll eine junge Verwandte von ihm, die im Schloße zu Besuch ist, aufnehmen und gleich nach der nächsten Bahnhofstation fahren, sobald sie eingestiegen ist; er würde auf dem Waldweg zu Fuß nachkommen. Das scheint mir eine eigentümliche Verwandte zu sein, die er so heimlich bei dunkler Nacht abholt. — Wer weiß, was das zu bedeuten hat. Na; mir kann's gleich sein! Was mich nicht brennt, das blaß ich nicht!“

Mit dieser philosphischen Betrachtung steckte der einfache Mann sich seine Pfeife in Brand, schlug seinen Mantel um sich und trat langsam nach dem Wagen auf und ab.

Derjenige, welcher durch die Gartenpforte hindurchgeschlüpf, war Kurt; er war in das Innere des Gartens gegangen und schlich sich vorsichtig dem Schlosse näher. Der Brief Herthas, dieser wilde Verzweiflungsschrei um Rettung, zwang ihn zur rücksichtslosen und entscheidenden That. Mit wenigen Worten hatte er der Geliebten geantwortet: Sie sollte noch heute Abend zu seiner Mutter nach Berlin fahren; von 8 Uhr an würde er sie an der Rückseite des Schlosses erwarten. Ein Wagen würde bereit stehen, sie zur Station zu fahren, sodas sie mit dem Abendzuge, der um 10 1/2 Uhr abginge, nach Berlin käme; seine Mutter sei telegraphisch informiert und würde sie in Berlin am Bahnhof erwarten; sie möge ruhig und unbesorgt bleiben. Jetzt stand er lautlos den Herzog hier unter den Bäumen des Parks und erwartete das geliebte Mädchen.

Kurt war sich über die Konsequenzen seines Handelns vollständig klar; er fürchtete die Welt nicht. Die Welt würde zwar ihn und noch Hertha mit ihrem giftigen Gerede zu befehlen suchen, — ein Verdammungsurtheil über sie Beide sprechen; aber sie brauchten die Welt nicht; ihre heilige und große Liebe würde ihnen Alles ersetzen!

Der Harrende blickte plötzlich lauschend auf; eine kleine Thür in dem nördlichen Eckthurm des Schlosses hatte leise geknarrt. Und jetzt — wurde sie langsam geöffnet.

Eine dunkle, weibliche Gestalt war sichtbar. Hattig trat sie einige Schritte vor, blickte sich furchend um, und da — hatte er sie auch schon mit seinen Armen umschlungen.

„Hertha! — mein Lieb!“

Mit einem leisen, erschöpfenden Aufschrei warf sie ihm die Arme um den Hals. „Kurt — lieber Kurt, — rette mich!“

Beide standen einen Augenblick in fester, inniger Umarmung da, dann richtete sich Kurt schnell auf und zog die Geliebte in den schützenden Schatten der Bäume.

„Dem Himmel sei Dank, daß Du Dich umgehoben aus dem Schlosse entfernen konntest; jetzt nur schnell in den Wagen; er hält an der Mauer. — in zehn Minuten bist Du auf der Station. — ich folge Dir zu Fuß nach!“

„Alles andere befriedigt dich dort?“

„Und wird mich Deine Mutter auch gern aufnehmen? — Wird sie nicht erzürnt sein, daß ich diesen Schritt gethan habe, daß ich —“

„Nein, nein! Sie erwartet Dich mit offenen Armen; für das verlorene Vaterhaus findest Du bei meiner Mutter ein neues, das Dir vollen Ersatz bieten wird für das, was Du hier aufgegeben hast. — Komme; jedes Böse kann verhängnißvoll werden!“

Er schlang seinen Arm um ihre Schulter und wandte sich dem Ausgang zu. In diesem Augenblicke erkante dom Schloß her ein lautes, schneidendes „Hall!“

Gleichzeitig strömten zwei mächtige Gestalten auf die Erschreckten los, während ein Dritter langsam folgte.

„Mein Bruder und der Fürst!“ rief Hertha hervor, die trotz ihres Muthes beinahe zusammenbrach.

Kurt war bei dem Anruf jäh zusammengefahren, doch ebenso schnell hatte er seine Fassung und überlegene Ruhe wiedergewonnen. Sollte Hertha zum Wagen eilen und fortfahren, in dessen er die Herantretenden aufhielt? Das wäre ein zweifelloses Vermögen gewesen, man würde den Wagen doch bald erreicht haben, und der Fluichtverlußt wäre vereitelt worden. Hier galt es nur, den Begnern muthig die Stirn zu bieten. Er trat schnell, wie schleichend, vor Hertha hin.

„Tob und Reue!“ Die tharrenden Thürhüter, hat mich nicht gekannt!“

Lump!“ Er sprang mit einem tigerartigen Satz auf Kurt zu.

Ein flamender Blick aus dessen Augen ließ ihn jedoch schnell wieder einen Schritt zurückweichen.

„Schlag den Buben nieder!“ rief Fürst Garzin.

„Zurück!“ Kalt, ruhig, aber trotzdem mit unheimlicher Wucht Klang dies ein Wort von den Lippen Kurts, während sich alle Muskeln seiner geschmeidigen, aber kraftvollen Gestalt anspannten.

Hinter den beiden jungen Männern war der alte Graf herangekommen; seine Brust hob und senkte sich stürmisch; seine Hände ballten sich trampfhaft. „Verworfene!“ schrie er die Tochter an; „fort von diesem Menschen!“ — hierher! — „Schauerlich hallte seine Stimme.

„Hier, bei meinem Verlobten, ist mein Platz!“ entgegnete Hertha; sie hatte sich hoch aufgerichtet, eiserner Energie lag in ihren Mienen; sie trat neben Kurt.

Dieser wandte sich mit eiserner Ruhe zum Grafen. „Comtesse Hertha,“ sagte er, „steht unter meinem Schutz nachdem ihr der Schutz ihres Vaters versagt wurde. — Sie haben das Recht verworfen, von ihr Gehorsam zu verlangen!“

„Raus!“ — Wie das Rischen einer Schlange tönte dieses Wort von den Lippen des jungen Grafen. In demselben Augenblicke hatte er seinen rechten Arm erhoben und schlug mit dem Knopf der Reitgerte, die er in der Hand trug, dem Afessor derart in das Gesicht, daß sofort das Blut hervorspritzte, und er taumelnd mit einem leisen Wehlaute zu Boden sank.

Hertha warf sich aufschreiend neben ihren Bräutigam; doch wurde sie sofort am Arme in die Höhe gerissen; sie hörte die Worte des Vaters: „In das Schloß mit der Gellen!“ Sie küßte sich von den Armen des Fürsten Garzin umspannt und emporgehoben; sie hörte noch seine wildhöhnenden Worte. „Sie entziehen Ihrem Geschlecht, eine Fürstin Garzin zu werden, nicht,“ und dann verlor sie das Bewußtsein.

Schlechtes Kapitel.

Durch den bereits Tannenort des Grunewaldes, bei dem Etablissement „Hundekehle“ vorbei, fuhren an einem Frühmorgens zu Anfang des Dezembers zwei geschlossene Wagen in kurzem Abstande hinter einander. An einer Stelle des Weges, wo ein schmaler Fußweg von der Chauffee abzweigte, machten sie Halt, worauf ihre Aufseher, in zwei Parteien getrennt, einer kleinen Lichtung aufschritten. Der düstere Ernst ihrer Mienen, eine auffallende Schweigsamkeit, die nur ihm und wieder durch ein leichtes Geflüster unterbrochen wurde, und eine gewisse Eisfertigkeit und Haß, mit der sie ihrem Ziele zustrebten, ließen unschwer erkennen, daß sie nicht zu einem Vergnügungsausflug hierher gekommen waren.

Ein älterer Herr mit einer goldenen Brille packte auf einem Baumstumpf einen Kasten aus, in welchem sich verschiedenes Verbandzeug, sowie eine Anzahl medizinischer Instrumente befanden; er wandte sich mit leisem Aufseufzen zu seinem Nachbar, einem älteren, hochgenachtem Offizier in der Uniform des Garde - Kürassierregiments und sprach: „Wenn es denn kein muß, Herr Rittmeister, — ich bin bereit. Wollte Gott, ich könnte Alles wieder unbenützt zusammenlegen!“

Der Rittmeister zuckte die Achseln. „Ich fürchte, das wird ein frommer Wunsch bleiben, Herr Doktor!“ Er trat zu den anderen Herren, die in geforderter Gruppen zusammenstanden und riefen ihnen zu: „Wollen die Herren Sekundanten die Distanzen abstecken!“

Dieser diejenigen, für welche diese Vorbereitungen zu einem Duell getroffen wurden, waren Kurt Thal und Graf Waldemar. Auf Leben und Tod sollten sie sich heute gegenüber treten.

Zwei Wochen waren seit dem Abend vergangen, wo der Afessor durch den Schlag mit der Reitgerte blutend zu Boden gesunken war; noch heute erinnerte eine große, rothe Stelle auf seiner Stirn an jene Brutalität, in seiner Brust brannte die ihm zugefügte Schmach in wildfladernder Flamme, doch in seinem Aushern vertrieb sich nichts davon. Hochaufgerichtet, die Arme über der Brust zusammengeschlagen, stand er in ebener Ruhe da und ließ die Ereignisse der letzten Zeit an seinem geistigen Auge vorüberziehen.

Als Kurt sich an jenem Abend taumelnd erhoben hatte, befand er sich allein im Park; mühsam hatte er sich zum Wagen geschleppt und sich mit Hilfe des tödlich erschrocken Kutschers ein Taschentuch um die blutende Stirn gebunden. Noch am gleichen Abend war er nach Berlin zu seiner entsetzten Mutter zurück gefahren. — Der Versuch, Hertha aus den Händen ihres Vaters zu retten, war missglückt. Was sollte nun geschehen? Er kam zunächst nicht zu einer Beantwortung dieser Frage, denn ein heftiges Fieber schlug ihn für einige Zeit in seinen Bann. Und als er sich etwas erholt, da hatte er auf seinem Schreibtische eine ihm durch den Fürsten Garzin übermittelte schriftliche Forderung des Grafen Waldemar vorgefunden. Von Hertha hatte er keine Zeile erhalten und fand auch keine Möglichkeit, sich mit ihr in Verbindung zu setzen. Briefe, die er in der früheren Weise an sie gerichtet, mußten nicht in ihre Hände gelangt sein, denn dergleichen hatte er von Tag zu Tag auf irgend ein Lebenszeichen von ihr gehofft.

In düsterer Stimmung hatte Kurt seine Vorbereitungen zu dem Duell getroffen. Er befand sich dabei in dem Zweifelsknoten der verschiedensten Gemüthsbelegungen; ihm, dem alten Corpsstudenten, zitterte jeder Nerv von wilderer Empörung über die Schmach, die ihm von Waldemar angethan war; er dürstete nach blutiger Vergeltung. Aber der Beldiebig war gleichzeitig der Bruder Herthas. Todete er ihn, so stand das vergossene Blut als ewiges Hinderniß zwischen ihm und der Geliebten. Nach bitteren und qualvollen Kämpfen hatte seine Liebe über sein Blut gesiegt. Um Herthas willen sollte ihrem Bruder das Leben geschenkt sein. „Bis zur Kampfsähigkeit des Gegners“ hatte die Forderung gelautet. Fiel er, nun, so war eben Alles zu Ende; blieb er am Leben, so hatte er ein um so höheres Recht auf Hertha gewonnen.

„Aber,“ so sagte sich Kurt wieder, „mußte er nicht Herthas wegen um sein Leben kämpfen? — Gehörte ihm denn überhaupt sein Leben noch allein? — War es nicht vielmehr Hertha verpändert; mußte er nicht leben, — ihretwegen?! Mit seinem Leben würde auch das ihre verlöschen! So hatte er die bestigsten Seelenkämpfe zu bestehen, und Niemand konnte ihm rathen, er mußte allein den Weib durch das Dunkel zum Licht finden!“

Kurt war ein vorzügliches Pflanzschulbige; seine Hand kannte kein Zittern. Wenn er seinen Gegner durch einen Schlag in den rechten Arm kampfunfähig zu machen suchte, so mußte er seine Genugthuung, und mehr wollte er nicht; dies konnte ihm Hertha nicht entfremden.

Die Entfernungen waren abgemessen worden. Der Rittmeister von Werdy trat noch einmal zu den beiden Duellanten heran, um die letzten, die des Schlags natürlich fruchtlos, die Pflanzschulbige zu machen. Ein trübes, eisiges Ableben von beiden Seiten erfolgte, dann erscholl die Aufforderung des Rittmeisters: „So erlaube ich die beiden Herren, ihre Plätze einzunehmen!“

Kurt und Waldemar traten an die Barriere. Während sich in des Afessors Gesicht keine Muskel bewegte, und seine Augen weit aufgeschlagen mit festem Blick seinen Gegner umspannten, lag über den Flügel des letzteren eine wilde Erregung; glühender Haß entsprachte den sonst so matten Augen. Man fühlte es, Graf Waldemar lehnte nach dem Blute seines Gegenüber.

Auf das Kommando „Eins“ erhoben Beide ihre Pistolen, bei „Drei“ trachten fast gleichzeitig die Schüsse. Als sich der Rauch verzogen, standen Beide aufrecht.

Die Augen Kurts hatte den rechten Arm des Grafen stark gestreift, so daß dieser mit dumpfem Kluch das Pistol zu Erde fallen ließ, während aus Kurts linker Seite einige Blutstropfen heraussausten.

Die Sekundanten sprangen hinzu. „Es ist nichts, — nichts!“ beschwichtigte Kurt die ängstliche Frage des jungen Offiziers, — „ein leichter Fleischschuß ohne Zweifel, — ich fühle keine Schmerzen!“

Fürst Garzin hatte den Arm des Grafen betrachtet. „Nicht der Weib werth! Sie werden den Burschen doch nicht frei ausgehen lassen?“ sprubelte er hervor.

„Fällt mir nicht ein!“ — vorwärts zum zweiten Gang! — schäumte Waldemar mit wuthverzerrten Zügen.

Der Arzt, welcher die Wunden befüchtete und verbinden wollte, wurde von Beiden kurz zurückgewiesen. „Dazu ist später Zeit! Halten Sie uns nicht auf!“ schrie Waldemar.

Zum zweiten Male traten sich die Gegner gegenüber.

Wieder trachten die Schüsse, und lautlos kniete Kurt zusammen, während aus der Brust das Blut langsam heraussauste und durch die festgeschlossenen Lippen ein röhrlicher Schaum hervordrang.

„Die Lunge ist getroffen,“ flüsterte der Arzt mit tief ernstem Gesichte, nachdem er den Zusammengebrochenen hastig untersucht hatte.

Die Affaire war beendet; statt des Beldiebig hatte der Beldiebig, statt des Braven der Schurke in diesem „Gottesurtheil“ gefest.

Ohne einen weiteren Blick auf sein Opfer zu werfen, ging Waldemar nach Anlegung eines vorläufigen Verbandes durch den Arzt, von dem häßlich triumphirend lächelnden Fürsten Garzin unterstützt, nach seinem Wagen zurück.

„Der ist besorgt und aufgehoben,“ meinte höhnisch der brutale Kutscher. „Ihm geschah nach Verdienst; er wird Ihre und unsrer Wege nicht mehr kreuzen.“ murmelte Waldemar mit gefäßigtem Rachegefühl.

In dem Berliner Palais des Grafen Hohenblinden herrschte seit mehreren Wochen eine schwillige, dumpfe und unheimliche Ruhe. Die Dienerschaft schlich mit unbehörbaren Schritten durch die Korridore und wagte kaum zu athmen.

Der alte Graf war ja nicht wieder zu erkennen, seitdem er eines Morgens mit der Comtesse Hertha hier eingetroffen. Wo war sein leutseliges, wohlwollendes Wesen geblieben? Selbst der alte greise Kammerdiener betrat stets nur mit Zittern und Zagen die Wohnräume seines Herrn und leuchtete jedesmal erleichtert auf, wenn er ohne Hornausbrüche des Reichsgrafen glücklich wieder draußen war.

Das Comteschen sollte verlußt haben, mit einem untergeordneten Menschen, man muntelte in der Dienerschaft, mit einem Thunischguy, den sie in Monte Carlo kennen gelernt hatte, heimlich zu entfliehen, und nur dem

Dazwischentreten des jungen Grafen sollte es zu danken gewesen sein, daß dieses Unerhörte nicht zur Ausführung gelangt sei. Schrecklich! Wie konnte sich eine so hochgeborene, vornehme Dame so weit vergessen. Und um so schlimmer, als sie doch so gut wie verlobt mit dem Fürsten Garzin gewesen. Und die Kammerzofe, dieses schnippische, aufgeblasene Ding, das sich immer zu gut vorgenommen war, um mit der übrigen Dienerschaft zu verkehren, solle dabei die Vertraute gespielt haben. Nun, ihr war nur recht geschehen, daß sie Knall und Fall davongetragen wurde. Was sollte wohl mit der Comtesse geschehen? Sie wurde ja wie eine Gefangene gehalten; sie mußte neben dem Zimmer ihrer Tante, der alten Baronin, schlafen, und diese versteh sie während des ganzen Tages nicht eine Minute!

Und wie bleich und elend das junge, schöne Comteschen ausah, und wie dabei ihre Augen immer so flarr bildeten, als ob sie nichts um sich herum lähe. Jetzt, wo der junge Graf durch einen Zufall auf der Jagd einen Schuß in den Arm bekommen, hat der alte Herr die Tochter gezwungen, an dem Bette ihres fiebernden Bruders zu wachen; es sollen ganz schreckliche Scenen vorgekommen sein; die Comtesse hätte sich geweigert, aber der alte, gnädige Herr hätte sie fast mit Gewalt an das Krankenlager ihres Bruders geschleppt. Ein Diener hatte sogar gehört, wie der alte Graf sie die Wödrerin ihres Bruders genannt habe!

Während die Dienerschaft in solcher Weise über die letzten Ereignisse flüsterte, litt oben in dem Krankenzimmer Waldemars ein junges, edles Herz Folterqualen und Todesschmerzen.

Die Dienerschaft hätte richtig gesprochen, die Tochter gezwungen, die Pflegerin ihres Bruders zu spielen und dessen höhnende und frohlockende Schilderung des Duells anzuhören. Mit immer neuen und raffinirten Wendungen beschrieb Waldemar dem Moment, in dem Kurt mit durchschossener Brust zu Boden gestürzt war; er weidete sich an dem feilischen Schmerz seiner Schwester.

„Wie konnte der große Weltgeist, der Allgerechte, solches zulassen!“ fragte er die unglückliche Hertha. — „Lebte Kurt noch, oder war er bereits tot? War denn gar keine Möglichkeit für sie vorhanden, sich Geistesheil, und wäre es die schrecklichste, zu verschaffen? — Nicht einmal eine Zeitung konnte sie erhalten; jeder ihrer Schritte war überwacht, sie war in der That eine Gefangene! Ja, sie war übler daran, als eine solche; sie hatte nicht eine einzige Stunde, um mit ihrem unfähigen Schmerz allein sein zu können; sie durfte diesen Schmerz nicht zeigen, ohne grausamen Hohn und Spott wider sich wahrzunehmen. — Ihre Haß war geradezu fürchterlich durch die Pflege ihres Bruders, dessen giftige Worte sie um den Verstand zu bringen drohten.“

Waldemars Wunde war eine leichte; kein Knochen war verletzt worden, aber sein zerrütteter und mörderischer Körper verzögerte die Heilung. Dazu kam, daß er den Mahnungen des Arztes zum Trotz wieder und schmerzlichen Wein trank, ja mehrmals mit seinem Freund Garzin heimliche Trinkgelage feierte. Die Folgen dieser Unmäßigkeit zeigten sich in plötzlichen, heftigen Fieberanfällen, während welcher er wie ein wildes Thier raste. Hertha mußte den Todeskampf gemeinsam mit einer Wärterin pflegen, ihm Eisopfer auf die Stirn legen und Nächte lang bei ihm wachen.

Als Sühne für ihren ungeheuren Frevel, hatte der alte Graf gelagt. Mit automatischer Ruhe und Gleichmäßigkeit unterzog sie sich ihrer Pflicht, während ihre Seele tausend Schmerzen litt und ihr Geist und ihr Herz gemartert nach einer Nachricht über Kurt schrie!

Eines Morgens sah sie übernützlich bei dem Kranken, der soeben in einen bumpten Schlaf gefallen war, als sich plötzlich die Thür öffnete und Prinz Bernhard in das Zimmer trat.

Hestig erschreckt fuhr Hertha empor; sie hatte den Prinzen seit jenem Tage in Monte Carlo nicht wieder gesehen; sie blickte ihn in großer Aufregung an. Kam er auch, um ihre Qualen durch verurtheilende Worte zu vermehren? — Gott sei Dank, nein! Aus diesen ernsten und schwermüthigen Augen sprach nichts als tiefstes, innigstes Mitleid und treueste Freundschaft. Und beides klang auch aus seinen Worten wieder, mit denen er sie begrüßte, als er erzählte, daß er in dem Stadt gekommen sei, um sich nach dem Befinden Waldemars zu erkundigen.

„Ihr Herr Vater ist zwar nicht zu Hause,“ erzählte er, „doch glaube ich als alter Freund Ihrer Familie das Recht zu haben, auch ohne besondere Erlaubniß in das Krankenzimmer treten zu dürfen.“

Er blickte das junge Mädchen lange mit seinen ehrlichen, treuen Augen an, dann sagte er mit schmerzlichen Beben in seiner Stimme: „Wie bleich, wie matt, wie todeträurig Sie aussehen, Comtesse!“ Ihre Hand ergreifen, fuhr er fort: „Könnte ich Ihnen doch helfen, — könnte ich Ihre Augen doch wieder lachen machen!“ Und schnell, als wollte er keine Sekunde lang einen falschen Gebanten in Hertha aufkommen lassen, setzte er hinzu: „Verstehen Sie mich recht, Comtesse, — ich möchte helfen als ungenüthiger, treuer Freund!“ — Was Sie auch von mir fordern, was Sie auch wünschen, — Sie dürfen darauf rechnen, daß es von meiner Seite geschieht.“

Hertha wollte etwas erwidern, aber die tiefe Bewegung und Erschütterung, die sie bei Bernhards Worten empfand, taubte ihr die Sprache. Mit einem lautlosen Aufschluchen fant sie auf einen Sessel, das Gesicht in ihren Händen vergrabend.

Ueber des Prinzen Gesicht flog ein Ausdruck tiefsten Mitleids und schmerzlichen Wehs; leise trat er an Hertha heran, und seine Stimme dämpfend, sprach er: „Ich weiß Alles, was vorgefallen ist, — ich habe mich nach Möglichkeit orientirt, und wenn ich auch die einzelnen Motive nicht genau kenne, aus denen heraus Sie den verhängnißvollen Schritt gethan haben, so herrscht für mich auch nicht die Spur eines Zweifels darüber, daß dieselben für Sie zwingende gewesen sein müssen. Ich fühle Ihnen auch nach, was Sie jetzt empfinden müssen, und wie Ihr Herz sich danach sehnt, nähere Nachrichten über den Zustand jenes Herrn — er forrgirte sich schnell, Ihres Herrn Verlobten zu erhalten, die man Ihnen, wie ich weiß, vorenthält!“

Hertha fuhr jäh in die Höhe. „Sie haben ihn gesehen, Prinz? — Er lebt? — Er wird nicht sterben?“

„Ich habe ihn gesehen und gesprochen.“

„Prinz Bernhard!“ Was lag alles in diesem Ausruf Herthas, — Dank, Glück, und wieder tödliche Angst und wilde Verzweiflung. Sie hatte beide Hände gegen den Prinzen erhoben, der Athem drang röchelnd aus ihrer Brust und ihre Augen hingen an seinem Munde.

Mit einer fast frauenhaft weichen Bewegung, die an dieser hühnenhaften Gestalt ganz eigenartig berührte, sahte der Prinz Herthas Hünbe, und strich sanft und beruhigend über dieselben. „Weiben Sie ruhig, Comtesse,“ flüsterte er, „sprechen Sie leise, damit der Kranke nicht in seinem Schlaf geföhrt wird. Ich will ganz offen sein. Nicht das Verdunkeln wegen, dessen Wunde ja unbedeutend sein soll, sondern Ihre eigenen bei ihm hierher gekommen, als ich erfuhr, daß Ihr Herr Vater abwesend war. Ich war gestern bei Ihrem Verlobten. Seine Wunde ist zwar schwer, aber die Aerzte haben die beste Hoffnung, daß kein jugendlicher Körper die Verletzung überwinden und er am Leben erhalten bleiben wird.“

„Großer Gott! — Habe Dank!“ Wie ein Hauch entfloß es ihren Lippen. Dann sah sie sie wie in einem plötzlichen Impuls nach der Hand des Prinzen und drückte, ehe dieser es verhindern konnte, mit zitternden Lippen einen heißen Kuß auf dieselbe.

Der Prinz fuhr zurück; seine hohe Gestalt zitterte, seine ehrlichen Augen strahlten in maßlosem Erschrecken auf Hertha, und eine rote Wöbe überzog bis zu der Stirn das gebräunte Gesicht. „Comtesse! Was thun Sie?“

„O, Sie eckelter, treuer aller Menschen!“ Sie konnte die Thränen nicht mehr zurückhalten, die aus ihren Augen herorstürzten.

„Ich bitte Sie, Comtesse,“ stammelte Bernhard hervor, „ich habe ja nur meine Freundschaft erfüllt; hätten Sie sich doch an mich gewendet, ehe Sie sich zu dem verzweifelten Schritt entschlossen, ich wäre an Ihre Seite geeilt, und alle — alle diese schweren Stunden wären Ihnen erspart geblieben. Ich hätte Sie von den Zudringlichsten jenes russischen Barbaren befreit, hätte ich gehobt, daß derselbe sich ernstlich um Ihre Hand bemühte.“

Eine erdarmungslose Entschlossenheit lagerte sich bei den letzten Worten über die Züge seines Gesichtes. „Doch alle diese Erwägungen sind jetzt zwecklos,“ fuhr er nach einer kleinen Pause fort; „es handelt sich jetzt zunächst um Anderes. Ihr Herr Verlobter scheint sich maßlos nach einer Nachricht von Ihnen, ich habe versprochen, ihm eine solche zu überbringen.“

Hertha, die wieder in einen Sessel zurückgesunken war, sprang wie von neuer Kraft befeßt, auf; in ihren Augen begann die frühere Energie wieder aufzuleben, und hastig rief sie aus: „Wie ich Ihnen für Alles danken soll, weiß ich noch nicht; aber ich werde den Tag segnen, der mir die Möglichkeit bietet, auch nur einen Theil der Riefenschuld abzutragen, die ich gegen Sie fühle! Ich will sofort schreiben, ehe —“

„Nein, nein, lassen Sie nur, ich weiß etwas Besseres!“ unterbrach sie der Prinz schnell; „Ihr Herr Vater kommt vor einer Stunde kaum wieder, — und wenn auch!“ Er hob trotz der Kopf. Ich nehme die Verantwortung auf mich! Mein Wagen wartet unten. Der Kranke schläft jetzt, und, wie ich höre, ist ja auch eine Krankenwärterin im Hause; Sie können ihn also ohne Pflichtverletzung verlassen. Werfen Sie also einen Mantel um und kommen Sie mit mir. Mag die Dienerschaft glauben, ich führe Sie ein wenig an die frische Luft. Niemand wird es wagen, Ihnen den Ausgang aus dem Palais in meiner Begleitung zu wehren! Ich begleite Sie zu Ihrem Verlobten und bringe Sie sicher wieder zurück.“

„Prinz!“

„Möchten Sie keine Worte, Comtesse, sondern befehlen Sie sich; jede Minute ist kostbar!“ brängte dieser.

„Sie haben recht; was wollen auch Worte gegenüber Ihrer Handlungsweise bedeuten! — Ich bin sofort bereit, Ihnen zu folgen.“

Jetzt war es wieder die frühere, kraftvolle, ihrer selbst sichere Hertha, die am Arme des Prinzen Bernhard stolz aufgerichtet an der erkaunten

Dienerchaft vorbei die Freitreppe des Palais herunterschritt, um zu dem geliebten Manne zu eilen.

Siebentes Capitel.

Der Prinz hatte Hertha bezüglich des Zustandes von Kurt nicht die volle Wahrheit gesagt. Die Aerzte befürchteten immer noch das Schlimmste, weil die übermäßige feilische Erregung, in welcher sich der Kranke befand, den Heilungsproceß störte. Schlaflos wälzte sich der Kranke Tag und Nacht auf seinem Lager herum, mit fieberhaften Blicken schaute er unaufhörlich nach der Thür, angstvoll jeden Eintretenden mustern, ob dieser ihm Nachricht von Hertha brachte. Die Anwendung von künstlichen Schlafmitteln war bei seiner durchschlossenen Lunge ausgeschlossen. So verzehrte er von Tag zu Tag mehr seine Kräfte.

Seine Mutter, die kaum auf Minuten ihren Platz an der Seite seines Lagers verließ, war untröstlich; sie hatte in ihrer Verzweiflung mehrere Briefe an Hertha geschrieben, doch waren dieselben stets mit dem Vermerk: „Annahme verweigert“ wieder an sie zurückgekommen. Sie hatte sich dann übergeben und im herzzerreißenden Tönen tiefster Mutterliebe an den alten Grafen geschrieben, doch keine Antwort war darauf erfolgt. Und der Sohn fragte sie fast stündlich: „Mutter! ist noch keine Nachricht von Hertha da?“

Und immer und immer wieder mußte sie den Kopf schütteln und nach neuen Gründen suchen, um dem Leidenden dieses Schweigen als ein erzwungenes hinzustellen.

Da hatte sich ganz unerwartet Prinz Bernhard melden lassen, dessen Namen sie aus den Erzählungen ihres Sohnes kannte.

Mit wenigen Worten hatte dieser sie über seine Abficht, ihrem Sohne und Hertha zu helfen, in seiner schlichten und geraden Weise orientirt, und gebeten, Kurt sprechen zu können.

Auf das Tiefste durch das verfallene siede Aussehen des Kranken erschüttert, den er nur in strahlender, jugendlicher Kraft und Schönheit gekannt hatte, versprach er ihm, Hertha aufzusuchen und ihm genauen Bericht über sie und ihr Ergehen am nächsten Tage zu bringen.

Da hatte Kurt die ersten ruhigen Stunden während seines Krankenzimmers gefunden. Aber bald kam wieder neue Unruhe über ihn. Was würde er hören? —

Die Mutter suchte ihn zu beschwichtigen. „Du hast ja vom Prinzen gehört, daß sie hier im Palais ihres Vaters wohnt; sie ist also in Deiner Nähe; laß Dir vorläufig daran genügen. Wenn Du erst wieder hergestellt bist, dann wirst Du ja Gelegenheit finden, sie zu sehen und zu sprechen. Also bemühe Dich, recht schnell wieder gesund zu werden.“

„Ob mir der Prinz nur einen mündlichen Gruß von ihr bringen oder ob sie mir schreiben wird?“ fragte Kurt.

„Sich; das letztere! Versuche nun zu schlafen, mein lieber Junge; des Prinzen Versprechen verbürgt Dir eine sichere Nachricht von Deinem Lieb.“

Sie hatte ihn geküßt, wie sie ihn als kleinen Knaben geküßt hatte, und ihm mit ihrer weichen Hand über die fieberhafte Stirn gestrichen, lind und sanft, bis sich seine müden Augen schlossen und er in einen tiefen Schlaf, den ersten seit seiner Verwundung, fiel.

Am frühen Morgen schlug Kurt, geküßt durch den Schlaf, die Augen wieder auf. „Ist der Prinz noch nicht da?“ war seine erste Frage, die sich von Stunde zu Stunde wiederholte.

„Endlich — endlich — hörten seine fieberhafte lauschenden Ohren das dumpfe Geräusch eines heranrollenden Wagens, der vor dem Haupte hielt, und gleich darauf erkante die elektrische Hausglocke.

„Er ist! — Er ist!“ — Eile, Mutter! — Führe ihn zu mir!“ — Er wollte sich im Bett aufrichten, fant aber auflühmend wieder zurück.

„Ich bringe ihn Dir!“ sprach die Mutter und eilte aus dem Gemach.

Einige dem Kranken entschuldig lang erscheinende Minuten verflossen, dann öffnete sich die Mittelthür, und hinter der vermeint aussehenden, aber glücklich dabei lächelnden Mutter zeigte die hohe Gestalt des Prinzen Bernhard. „Gute Nachricht, mein Junge,“ rief die Matrone; ein glücklicher Klang bebte in ihrer Stimme.

Der Prinz trat schnell an das Krankenzimmer her und reichte dem Leidenden mit freudigem Lächeln die Hand. „Ich habe etwas sehr Schönes für Sie mitgebracht, aber Sie müssen mir versprechen, sich möglichst ruhig zu verhalten, sonst darf ich es Ihnen nicht geben.“

„Ich verspreche es!“ Kurt's Stimme zitterte leicht und seine Augen blickten erregt auf den Prinzen, während seine Hände sich ausstreckten, um das Besondere, jedenfalls einen Brief der Geliebten, in Empfang zu nehmen. „Geben Sie schnell her, was Sie mir von Hertha mitgebracht haben!“

„Es ist ein großer Gegenstand, — ich habe ihn brauchen,“ lächelte dieser mit eigenartigem Ausdruck seines guten Gesichtes.

(Fortsetzung folgt.)